

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Band: 39 (1941-1942)

Buchbesprechung: Bücheranzeigen = Comtes-rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücheranzeigen. — Comptes-rendus.

Brauch und Sinnbild. Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag gewidmet. Hrsg. v. F. Herrmann u. W. Treutlein. Karlsruhe 1940. 8°. 291 S. 50 Tafeln. — Der Altphilologe Eugen Fehrle ist durch seinen Lehrer Albrecht Dieterich zur Volkskunde geführt worden. Das Verzeichnis seiner Schriften zeigt, dass er immer die beiden Wissenschaften gepflegt hat, auf volkskundlichem Gebiet insbesondere die Forschung über Brauch und Sinnbild, wie z. B. die letzte Auflage seines Büchleins über Deutsche Feste und Jahresbräuche erweist. Dieses Gebiet haben daher seine Freunde und Schüler als Thema der Festschrift gewählt, ein Gebiet, das besonders aktuell ist und auf dem sich auch Unberufene gern herumtummeln. So ist man denn dankbar für besonnene Warnungen, wie sie in ihren Beiträgen z. B. F. Pfister und O. Lauffer aussprechen. Pfister geht grundsätzlich von der Frage aus: Was können wir eigentlich Sinnbild nennen? Die Forschung muss für jedes Zeichen (das wir als Sinnbild auffassen) womöglich die ursprüngliche Bedeutung und den Gebrauch feststellen. Dinge und Handlungen waren ursprünglich nicht symbolisch sondern erlebte Wirklichkeit. Wenn Dinge, Bilder oder Zeichen einmal kultischen oder magischen Gehalt hatten, so ist ihre Entwicklung zum Profanen, zu Spiel und Schmuck nicht zu übersehen. Lauffer weist am Beispiel des „Lebensbaumes“ nach, wie dieses sogen. Sinnbild willkürlich in alles mögliche hineingedeutet wird, statt das man vorsichtig die einzelnen Vorstellungen, die auch von aussen her zugewandert sein können, zu unterscheiden sucht.

Diese vorsichtige Art der Forschung pflegen Hünnerkopf (Hohnstangen und Hohnzeichen), L. Weiser (Julgrütze für den Bären: Grützeopfer deutet auf eine alte Form der Heischeumzüge) u. a. Auch Höflers Ableitung des Namens Cangrande (von Verona) von dem Hundesymbol und dem Verwandlungskult der Langobarden ist wenigstens grossenteils umsichtig konstruiert, wenn er auch m. E. zu weit geht, indem er das „della Scala“ mit dem Grab Alboins unter der Palasttreppe verbinden will.

In andern Artikeln wird dagegen deutlich gegen die Warnungen von Pfister und Lauffer gesündigt, so z. B. in den phantastischen Kombinationen von Adama van Scheltema oder bei A. M. Lüde (S. 179 ff.), wo zuerst bemerkt wird, dass sich schwer feststellen lasse, wie weit die Symbole noch bewusst gebraucht werden, nachher aber immer mit uraltem Sinn der Bilder operiert wird.

Wenn ich auch mit Lauffers Deutung des Wunschbaumes nicht ganz einverstanden bin, so bin ich es doch mit seinem Stosseufzer am Schluss des Artikels, wo er nach dem klugen und vernünftigen Manne ruft, der einmal sagt, was unter „Lebensbaum“ zu verstehen sei.

P. G.

Corona, Studies in celebration of the eightieth birthday of Samuel Singer. Ed. by A. Schirokauer and W. Paulsen. Durham N.C., Duke University Press, 1941. 282 S. 8°. § 4. — Singers Freunde und Schüler in Amerika haben dem Achtzigjährigen diese Festschrift gewidmet und in ihren Beiträgen angedeutet, auf welch weiten Gebieten der Jubilar wertvolle Arbeit geleistet hat: Die Artikel behandeln volkskundliche, sprachliche und literarische Fragen. Vor allem freut es uns zu erfahren, dass wir von dem Unermüdlichen noch eine zusammenfassende Arbeit über das Sprichwort im Mittelalter zu erwarten haben.

Wir möchten hier nur auf die volkskundlichen Beiträge der Festschrift hinweisen. A. Taylor macht darauf aufmerksam, wie der Vergleich zwischen dem menschlichen Körper und dem Haus sich überall, von der ältesten Literatur bis in die neueren Rätsel findet. A. Senn geht den Quellen einer litauischen Erzählung erbaulichen Charakters nach, die eine Reihe von Märchenmotiven enthält und auf ein mittelalterliches Exemplum zurückgeht. Nach Litauen muss sie über Polen gewandert sein, das eine wichtige Rolle als Vermittler der Tradition zwischen West- und Osteuropa gespielt hat. R. Jente gibt eine wertvolle Übersicht über die gesamte Sprichwortliteratur seit 1920. F. C. Sell veröffentlicht und bespricht einen „Lobspruch von eim Schiessen zu Augspurg 1509“, verfasst von dem Pritschenmeister Werthmann. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Schützenfeste. Als Kuriosität sei nur genannt, dass im Steinstossen ein Eidgenosse den Preis gewann. P. G.

Brauch und Tracht in Österreich. Von Hedi Scherer und J. F. Perkonig. Innsbruck, Tyrolia. 1937. 8°. 168 S. 28 farb. Tafeln. M. 5.30. — Der Text von Perkonig gibt, teils im Rückblick auf eigenes Erleben, eine Schilderung des Brauchtums. Wenn auch das Bild des Vergangenen durch die Erinnerung verklärt erscheint, so spürt man doch überall, wie der Verfasser noch mit dem bodenständigen Bauerntum verwachsen ist und aus seinem Denken und Fühlen heraus zu schildern versteht. Die farbigen Trachtenbilder geben z. T. auch den Brauch wieder. J. Ringler gibt zu jedem Bild gute sachliche Erklärungen. P. G.

Viktoria Prasser, Die Sage von der Zukunftschlacht am Baum (Germanische Studien H. 224). Ebering, Berlin 1940. 204 S. — Die Behandlung des heute besonders lockenden Themas enttäuscht. Anstatt einer gründlichen Untersuchung der alten Weissagung, von der wir als Mindestes erwarten möchten, dass sie uns das Material vollständig, kritisch gesichtet und geordnet vorlegt, gibt die Verfasserin zunächst einen sehr summarischen Bericht über ihre Verbreitung und ihren Inhalt. Den Hauptteil der Arbeit aber widmet sie dem Nachweis, „dass wir die Grundlage unserer Sage . . . im germanischen Kult zu erblicken haben“, geht also Wege, wie sie Otto Höflers kühnes Buch über die „Kultischen Geheimbünde der Germanen“ ihr gewiesen hat. — Dabei macht sie sich den „Beweis“ ihrer These nicht eben schwer: Wenn in der schweizerischen Überlieferung die Sieger nach der Schlacht fragen werden, ob sie in einem oder in zwei Gasthäusern einkehren sollen, und eines ausreichen wird (weil nur noch so wenige am Leben sind), so hängt das für die Verf. damit zusammen, dass (nach Höfler) „die Darsteller der Wilden Jagd nach ihren Aufzügen immer Gelage in bestimmten Herbergen abhielten“; wenn die Rosse der Sieger von den Hafergarben fressen werden, die noch auf dem Felde stehen (so schnell ist alles vorbei), so handelt es sich ihr um ein altes Wodansopfer; auch die wenigen Brote, die für das Landvolk auf der Flucht genügen werden (weil alles so schnell vorbei ist), sind für sie eine Erinnerung an das Brotopfer für die Hunde des Wilden Jägers; ist aber von Schmalznudeln die Rede, so handelt es sich natürlich um Opferkrapfen; schnalzt ein Fuhrmann mit der Peitsche, so kann das kein anderer sein als der Ewige Jäger Wodan; und dass nach der Schlacht Frauen und Mädchen sich um die wenigen überlebenden Männer raufen, den letzten Türken erschlagen, erklärt sich ihr aus der „Mitwirkung von Mädchen im Ritual“ und ist ein „Rest altgermanischer weiberbündischer Riten“ — ich

denke, das reicht aus, um die „Methode“ dieser Beweisführung zu kennzeichnen. — Dass Frl. Prasser „das Entlebuch 1832“ für ein (gedrucktes oder handschriftliches?) Buch hält, beleuchtet ebenso lustig wie ausreichend die Gründlichkeit ihrer Quellenbenutzung.

Wer Genaueres über die anscheinend sehr alte Weissagung von der letzten Schlacht am Baum wissen möchte, in der vorchristlich-germanische und mittelalterliche Überlieferung zu schwer scheidbarer Einheit zusammengefloßen zu sein scheint, findet in den Artikeln „Endschlacht“, „Schlachtenbaum“, „Weisser Fürst“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens zuverlässigere Auskunft als in der Prasserschen Monographie. F. Ranke.

Alpensagen und Sennengeschichten aus der Schweiz. Neu mitgeteilt von C. Englert-Faye. Illustriert von Berta Tappolet. Atlantis-Verlag Zürich 1941. 235 S. Fr. 9.80. — Wie im Märchenbuch, so geht es Englert auch hier um den Gehalt, den lebendigen Sinn der Sage. Indem er sich auf den Lebenskreis des Äplers beschränkt (ein sehr glücklicher Gedanke) und die Geschichten im Wortlaut belässt oder sie mit feinhöriger Sorgfalt nachgestaltet, braucht er sie, ohne deutend zu reden, nur sinnvoll zu ordnen, um sie gleichsam transparent erscheinen zu lassen. So sieht der Nachdenkliche die Welt des Äplers, sein äusseres und sein inneres Wesen wie in einem klaren Spiegel seltsam erhellt. Lieblose Behandlung des Tiers wird ebenso furchtbar geahndet wie Bevorzugung oder gar blinde Vernarrtheit. Hochmut und Härte der Sennen, die Herrlichkeit des Jodel- und Alphorngetöns, die unheimliche Schwere der Einsamkeit, der Verkehr mit übersinnlichen Mächten, mit dem Nachvolk, mit Bozen, Doggeli und unseligen Büssern, die dem Starken und Guten willig zur Erlösung folgen, ohne ihm zu schaden: was für eine gesunde, reiche Welt! Köstlich wie die Hirten das allgemein menschliche Wunschbild paradiesischer Urzeit sich in ihrer Weise malen, wobei dann etwa die Nachteile allzu gewaltigen Milchüberflusses mit drolliger Nüchternheit erwogen werden. Klassisch kommt das ruhige Selbstvertrauen unverwüstlicher, gesunder Kraft zum Ausdruck in der Schlusserzählung: der Bauer, der auch beim leidesten Wetter immer nur sagte „d's Wetter ist guot“, und als er bei abscheulichem Wetter begraben wurde, sich eigens aus dem Totenbaum nochmals erhob, um den zweifelnden Totengräbern kraftvoll zu bestätigen: „Ja, d's Wetter ist guot!“ — Ein Spruch den wir heute brauchen können. K. M.

Schweizer Volkskunst. 72 Tafeln nach Aufnahmen von R. Spreng, mit einer Einleitung von L. Lichtenhahn und einer Abhandlung „über die Ursprünge der Schweizer Volkskunst“ von Titus Burckhardt (deutsch und französisch). Urs Graf-Verlag, Basel 1941. Fr. 21. — Prachtvoll eindruckliche Abbildungen schweizerischen Volkskunstguts. Sie machen auf systematische Vollständigkeit so wenig Anspruch wie die schöne Volkskunstaustellung in Basel 1941, aus der das Buch hervorgegangen ist und das also zur Ergötzung des Liebhabers unbekümmert das Schöne nehmen kann, wie es sich eben bietet. Lichtenhahns Einleitung erfreut durch manche kluge Bemerkung und die natürliche Wärme des echten Kunstfreundes. T. Burckhardts Abhandlung eröffnet weltweite Zusammenhänge und tiefe Hintergründe; ihm werden die Gegenstände durch symbolisch-philosophische Spekulationen bedeutend. B. schreibt mit bemerkenswerter Begabung. Manches ist erwägenswert. Oft sind die Dinge freilich allzu unmittelbar ästhetisch-symbolisch gesehen, zu oft die geschicht-

liche Distanz und die einfachen Tatsachen vernachlässigt. So haben wir beim Lesen manche Fragezeichen gesetzt und oft den Kopf geschüttelt (z. B. S. 61). Eine nüchterne Betrachtungsweise, die sich um genaue und erlebte Kenntnis des volkstümlichen Lebens und der nächsten Beziehungen geduldig bemüht, liegt uns näher; sie braucht keineswegs beschränkt und stumpf, kalt und ungeistig zu sein. Beschämt stellt der Volkskundler fest, wie wenig auf diesem doch so reichen und reizvollen Gebiet in der Schweiz getan worden ist. Jungmannschaft vor!

K. M.

Appenzeller Bauernmaler. (8 farbige Tafeln) mit einer Einführung von Chr. Bernoulli und einem Text von E. Burckhardt. Basel und Olten, Urs Graf Verlag 1941. Fr. 22. — Jeder kennt die appenzellischen „Küebrettli“, auf denen sämtliche Kühe eines Senntums, in langer Reihe hintereinander zur Alp ziehend, treulich porträtiert erscheinen. Die Appenzeller haben aber auch die „Bödli“ der „Fahreimer“ und eigentliche Tafeln bemalt, vorwiegend natürlich auch hier mit Szenen des Alpaufzugs, dann aber auch mit getreuen Schilderungen eines „Hämet“, einer Alp, einer ganzen Landschaft. Diese Bilder, in der Hauptsache aus der Zeit vom Ende des 18. bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts, sind eine der reizvollsten und reinsten Erscheinungen in der schweizerischen Volkskunst und zudem, wie es scheint, einzig in ihrer Art. Weder die übrige Schweiz noch das benachbarte Ausland scheint Ähnliches zu kennen. Ich wüsste im Bereich volkstümlicher Kunst kaum etwas zu nennen, das einen durch die hingebende, andächtige Sachlichkeit der Schilderung, durch die naive, jedem Kokettieren fremde Innerlichkeit und Frische so zu entzücken vermöchte wie diese anspruchslosen Gebilde, und es ist schwer verständlich, dass man sich in der Schweiz mit Ausnahme einiger verständiger Sammler und kluger Händler dieses köstlichen Besitzes bisher nicht recht bewusst geworden ist. Schön illustrierte Artikel von Modejournalen sind noch kein Ersatz für eine intensive und liebevolle Erforschung, die diese kleinen Kunstwerke und ihre Meister schon längst verdienten. Das vorliegende Prachtwerk bringt in technisch glänzender Wiedergabe 8 Tafeln, unter denen Meister Bartholome Lämmliers „ansicht der Kamohr“ und Johannes Müllers „Trunk auf der Alpfahrt“ hervorragen. Nicht auf gleicher Höhe wie die Abbildungen steht der wundervoll gedruckte, aber wirre und zum Teil gewagte Text E. Burckhardts. Die natürliche und richtige Einstellung zum „Volk“ und seiner Kunst scheint für den Städter doch nicht immer ohne weiteres erreichbar zu sein.

K. M.

O. Mahr, Das Volkslied im bäuerlichen Jahr der Rhön. Frankfurt, Diesterweg, 1939. 135 S. 8°. — Schwietering hat die Forderung aufgestellt, nicht das Lied sondern das Singen zu untersuchen, das Volkslied als Gemeinschaftslied (Euphor. 30), und seine Schülerin Bringemeier hat nach dieser Methode den Liederschatz eines Dorfes behandelt. Auf gleiche Weise ist Mahr vorgegangen. Er hat ein Dorf gewählt, in dessen Gemeinschaft er vollkommen eingelebt ist, und stellt nun dar, bei welchen Gelegenheiten im Ablauf des Jahres das Singen entsteht; er lässt es also aus den Arbeiten und Festen herauswachsen, aber nur sofern es Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls, also der Gleichgestimmtheit der Gruppe ist. Dabei bilden sich durch das Aneinanderreihen von verschiedenen Liedern Zyklen, die sozusagen den Ablauf der Stimmung widerspiegeln, und wobei Mahr untersucht, was jeweils das einzelne Lied auslöst und was zum folgenden überführt. Freilich sind diese Zyklen nicht feste

Gebilde in dem Sinn, dass etwa immer dieselben Lieder verbunden werden, oder auch die Texte und Weisen immer Bezug auf die Gelegenheit hätten (z. B. Alpenlieder beliebt als Ausdruck für das Heimatgefühl!). Was den Zyklus zusammenhält ist also eigentlich nur der Ablauf der gemeinsamen Gefühle bei einer bestimmten Gelegenheit. Nicht jedes Lied ist daher als „Zeichen“ einer Situation „zugeordnet“. Es lässt sich auch, da Mahr als die liedtragende Gemeinschaft nur die Jungen im Auge hat, verschiedentlich beobachten, wie neue Lieder (z. B. die politischen) hereingetragen werden, auch wie manchmal der Einzelne den Anstoss zu Neuerungen gibt oder auch die Führung bei der Auswahl ergreift, also das Wechselspiel zwischen Individuum und Gemeinschaft. Der Wert der Arbeit liegt m. E. darin, dass die Methode mit möglicher Genauigkeit auf die kleine Gemeinschaft dieses Rhöndorfs angewandt worden ist.

P. G.

Fr. von Spee, *Cautio criminalis*. Deutsche Ausg. v. J. F. Ritter. (Forsch. z. Gesch. d. deutschen Strafrechts I) Weimar, Böhlau Nachf. 1939. 8°. 301 S. — Das merkwürdige Buch, anonym, ohne Druckerlaubnis des Ordensoberen 1631 erschienen, also lange vor dem Ende der Hexenverfolgungen, ist wirklich wert, in neuer Übersetzung vorgelegt zu werden. Heute staunt man, dass es so lange dauern musste, bis endlich einer es wagte, gegen den Unfug aufzutreten. Wenn man aber beim Lesen des Buches den Geisteszustand jener Zeit miterlebt, staunt man auch, welchen Mut es für den geistlichen Verfasser gebraucht hat. Vor allem aber bewundert man die Geschicklichkeit des Jesuiten, womit er seinen Angriff durchführt. Theoretisch gesteht er immer zu, dass es Hexen gebe, dass diese Unholde seien und die schlimmste Strafe verdienten. Praktisch aber glaubt er gar nicht mehr an die Realität der Hexerei. An einigen Stellen verrät er dies, wenigstens für den heutigen Leser, ganz deutlich; zuweilen auch deutet er geheimnisvoll an, er wüsste noch verschiedenes zu offenbaren; aber es wäre nicht für alle Leute, er spare es auf für ein anderes Mal. Für jene Zeit war dies wohl das allein mögliche Vorgehen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, selbst verdächtig zu werden.

Fr. v. Spee wendet sich mit seiner Anklage an die richtige Adresse, die Fürsten, die die Beamten und Richter nicht kontrollierten. Aber er findet auch auffallend scharfe Worte für unfähige, wie er selbst sagt, dumme Geistliche, die der weltlichen Macht in die Hände arbeiteten. Vor allem aber wiederholt er immer wieder, dass das ganze Verfahren gegen die Vernunft, gegen das „natürliche Recht“ und gegen die christliche Liebe verstosse. Er steht damit hart an der Grenze der Aufklärung. Stärker aber ist seine christliche Gesinnung und der Schmerz darüber, dass dieser Schandfleck gerade an seinem Vaterlande haften. Wenn wir auch, wie die Vorrede zeigt, recht wenig über das Leben dieses Mannes wissen, so enthüllt uns das Buch doch sehr viel über sein Inneres.

P. G.

P. Strieder, *Das Volk auf deutschen Tafelbildern des ausgehenden Mittelalters* (Münch. Btr. zur Kunstgesch. Bd. V.) München, Neuer Filser-Verlag, 1939. 8°. 88 S. m. Abb. — Der Verf. zeigt, wie sich im späten Mittelalter auf den deutschen Tafelbildern (Darstellungen aus der Passion und den Heiligenleben) allmählich eine Entwicklung in dem Sinne vollzieht, dass das Symbolische immer mehr zurücktritt zu Gunsten eines grösseren Wirklichkeitsgehaltes, besonders darin, dass das Volk stärker hervortritt, fast eine Art von Eigenleben im Bilde führt. Wertvoll sind auch vereinzelt Parallelen aus der Dichtung und dem Schauspiel.

P. G.